

Ann Liv Youngs Cinderella und Versuche einer Politik der Verletzbarkeit

Autor(en): **Moser, Geneva**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **RosaRot : Zeitschrift für feministische Anliegen und Geschlechterfragen**

Band (Jahr): - **(2015)**

Heft 48

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-631749>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ann Liv Youngs Cinderella und Versuche einer Politik der Verletzbarkeit

Ausgehend von der Show einer Performancekünstlerin und der Diskussion über queer_feministischen Porno dekonstruiert GMo die Trennung von Öffentlichem und Privatem und fordert die Verweigerung des Schweigens

GMo

«Do you masturbate? It might help you!»

Der Performerin Ann Liv Young eilt der Ruf voraus, Dinge *on stage* zu tun, welche andere Menschen (höchstens) in ihren eigenen vier Wänden zu tun pflegen: masturbieren, urinieren, defäkieren und mit ihren Bühnenkolleg_innen kopulieren. Das erste Bild bei Ann Liv Youngs Performance *Cinderella* im Theaterhaus Gessnerallee in Zürich ist hingegen ein harmloses, fast (zu) süssliches: Die Performerin sitzt in einem pastellfarbenen Kleid und blonder Perücke in einem Herz aus Messern auf einem rosaroten Boden. Die Musik von Walt Disneys *Cinderella* läuft an. Nach wenigen Sekunden schreit die Performerin: «Stopp!» Die Musik ist zu leise. Replay.

Und wieder ist die Musik nicht so, wie sie sein sollte. Die Performerin wird wütend. Sie habe hier keine Zeit zu verlieren, die Show dauere schliesslich nur zwei Stunden, eigentlich habe sie schon vor sieben Minuten angefangen und es warte ein Baby auf sie zu Hause. Das Theaterhaus habe ihr

keine_n Techniker_in gestellt, das habe sie noch nie erlebt.

Die Zuschauenden werden grell beleuchtet, die Performerin tritt ans Mikrofon und stellt sich als Sherry vor. Sherry, die hier ein Stück über *Cinderella* («You know, the fairy tale») zeigen will, beschimpft die Menschen, die ihr am nächsten sitzen. Sie stört sich an deren Kleidung, an der ausbleibenden Antwort auf ihre Fragen, an den verlegenen Lachern, an den unbeholfenen Witzen der Angesprochenen. Das Publikum schweigt, lächelt beschämt, rutscht auf den Stühlen hin und her. Eine Event-Veranstalterin gibt auf Sherrys Nachfrage zu, dass ihre Brille ohne Korrektur, *just for fashion* ist, und eine Zuschauerin räumt ein, dass sie eigentlich nur zur Show gekommen sei, um Sherry bei der Stuhlentleerung zu sehen. «Sind Sie ein Mann?», fragt die Performerin einen Zuschauer. «Ja» – «Good for you». Das Paar, Mann* und Frau*, in der ersten Reihe wird als Paradebeispiel für Spiessbürgerlichkeit vorgeführt und mit Fragen zu seinem Sexualleben in Bedrängnis gebracht. Noch

Ann Liv Young performt
 irgendwo zwischen Punk und
 Pose, zwischen Provokation
 um der Provokation Willen
 und sozialpolitischem
 Protest, fordert
 Transparenz ein und
 bleibt selber rätselhaft.

schaltet sich das Publikum nicht ein. Ob Sherry die dreiste Grenzüberschreitung als radikale Hilfe zur Selbsthilfe versteht, wenn sie die Frau* an der Hand nimmt und sagt: «Do you masturbate? It might help you!»?

«No comfortable show»

Dass genau dieselbe Person, die gerade einen Zuschauer deutlich unter der Gürtellinie beleidigte («Teeny-weeny! I'm sure!»), kaum zehn Minuten später an das Verantwortungsgefühl der Zuhörer_innen appelliert, moralische Ansprachen hält und Reflexion über das eigene Handeln einfordert, ist kaum zu glauben. Und dass sie dabei auch noch höchst überzeugend ist, erstaunt noch viel mehr.

Nachdem Sherry unzählige Male den Satz «Speak your mind!» gebrüllt hat, finden sich der Stand meines Bankkontos, die Herkunft jener «asiatisch» aussehenden Frau*, ihre Adoptionsgeschichte und die sexuelle Orientierung eines jüngeren Zuschauers in der Öffentlichkeit der Theaterbühne wieder – «Have you suffered? Habt ihr den Tod erfahren? Are you lonely?»

Und plötzlich wird die Aufmerksamkeit höher, die Zuschauer_innen beginnen, sich gegenseitig in Schutz zu nehmen, verteidigen sich. Der anfänglich beschimpfte Techniker wird auf die Bühne geholt, um deutlich zu machen, was zu Sherrys Tobsuchtsanfällen geführt hat: die fehlende Hilfsbereitschaft des Publikums, die Reserviertheit, die Schweigsamkeit, die Haltung der Verantwortungsabgabe, das Zurücklehnen.

Letztlich seien wir alle weisse, privilegierte, reiche Schweizer_innen. Dieses Potential sollen wir nutzen, uns einmischen,

uns aussprechen – sagt Sherry, selber weiss, privilegiert und wohl auch verhältnismässig reich. Sherry, die keine vorbildlichen Taten vorweist, und doch die höchsten moralischen Massstäbe an ihr Publikum anlegt. Sherry, deren Rolle und Grenzen nie klar werden, die Sätze sagt wie «I'm a character, you know that!» und uns mit der Frage allein lässt, wer denn da jetzt spricht. Mit Sherry steht kein Gutmensch auf der Bühne, der dem Publikum das Gutmensch-Sein erklärt. Sie greift zu Mitteln, die spätestens dann Aufschreie im Publikum auslösen, als eine Zuschauerin zu weinen beginnt. Und doch: Ann Liv Young macht ihren Job auf unsympathische Weise derart grossartig, dass am Schluss, wenn Sherry das letzte Lied ankündigt, der Gedanke aufkommt: «Nein, stell lieber weiter Fragen!»

In aller Ambivalenz: Ann Liv Young performt irgendwo zwischen Punk und Pose, zwischen Provokation um der Provokation Willen und sozialpolitischem Protest, fordert Transparenz ein und bleibt selber rätselhaft. Sie entwickelt in kürzester Zeit eine Psychologie und Philosophie der Machtverhältnisse und fragt gegen das Zurücklehnen, das Zuschauen, das Warten an. Dabei zeigt sich, welcher schmaler Grat die faule Abgabe von Verantwortlichkeit von der bescheidenen Einsicht, dass das eigene Handeln immer begrenzt sein wird, trennt. Ann Liv Young sagt von sich selbst, sie sei nicht daran interessiert, eine «comfortable show» zu bieten. *Well done*: Selten ist mir eine Performance so bedenklich nah gekommen.

Politisches, Privates und
 feministischer Porno

Bei einem Besuch in Berlin treffe ich ehemalige Kunsthochschulkolleg_innen und wir kommen ins Gespräch über queer feministische pornografische Filme. Ich erzähle begeistert vom Engagement der *PorYES*-Feministin Laura Méritt. Am Vorabend habe ich ihren *Freitagssalon* besucht, wo ein Porno auf seine Darstellung von Geschlechterrollen hin kritisch untersucht wurde. Schnell spüre ich Widerstand gegen dieses Thema in der Runde. Erst einmal werden Witze über Filme gemacht, die anders als Mainstream-Porno sein wollen. Irgendwann meint eine der Studienkolleg_innen:

«Ach, das alles ist doch so eine überflüssige Political Correctness-Frage.»

«Wie meinst du das?»

«Nun, ich würde das einfach trennen in privat und öffentlich. Ob Menschen gerne Pornos schauen und welche, ist doch Privatsache.»

Diese Aussagen der Studienkollegin über Political Correctness und die Trennung von Privatem und Öffentlichem machen mich stutzig. Für mich funktioniert das nicht.

«Lebst du in einer heterosexuellen Beziehung?»

frage ich, worauf sie mich erstaunt anschaut. Ihr Partner sitzt neben ihr. Sie bejaht. Ich könnte nun sagen: «Oh spannend!», und sie fragen, wann sie das erste Mal gemerkt hat, dass sie ‚heterosexuell‘ ist, wie das damals für sie war, als sie sich ‚geoutet‘ hat. Ich könnte sogar so weit gehen, dass ich sie neugierig frage, wie sie und ihr Partner denn Sex haben und entschuldigend stammeln, dass ich mir eben nicht genau vorstellen könne, wie ein Mann* und eine Frau* miteinander schlafen...

«Ich nicht.»

Meine zwei Worte und die darauffolgende Stille sind von Unbehagen begleitet.

Es widerstrebt mir, meine Beziehungen zum Thema zu machen. Sie sind in vielen Bereichen meines Lebens zum Alltag geworden und ich frage mich, ob es nötig ist, mich in diesem Gespräch in Bezug auf mein sexuelles Begehren zu exponieren.

Ich versuche mein Unbehagen in Worte zu fassen: Mein Unbehagen darüber, dass die beiden nicht gezwungen sind, die öffentlichen, die politischen Dimensionen von sexuellem Begehren zu sehen und sich ihnen auszusetzen. Mein Unbehagen über die Selbstverständlichkeit, mit der sie und ihr Partner eine Sexualität besitzen, eine gemeinsame, eine gezeigte. Mein Unbehagen über

¹Rubin, Gayle: «Sex denken. Anmerkungen zu einer radikalen Theorie der sexuellen Politik.» In: Krass, Andreas (Hg.): *Queer denken. Gegen die Ordnung der Sexualität* (Queer Studies), Frankfurt am Main: Suhrkamp 2003, 31–79.

die nicht vorhandene Notwendigkeit, ihre Formen des Begehrens zuerst öffentlich zu behaupten (bei Ärzt_innen, auf Ämtern, Partys, Klassentreffen, in Freund_innenschaften etc.), sich sprachlich Raum verschaffen zu müssen, damit sie in der Diskussion mitgedacht werden. Unbehagen darüber, dass ihre Formen des Begehrens nicht als ‚heterosexuell‘ benannt und legitimiert werden müssen. Mein Unbehagen darüber, dass es nicht immer wieder ihre eigene Beziehung ist, anhand derer sexuelle Hierarchien zur Sprache kommen. Und die Wut darüber, dass sie es sich leisten können, ihre eigene Sexualität in dieser Hierarchie natürlicherweise als nicht prekär oder verletzlich anzunehmen.

Das Schweigen verweigern

Am Beispiel pornografischer Filme wird deutlich, dass das Verweigern des Schweigens nicht nur in Bezug auf meine Sexualität notwendig ist. Vielmehr ist das Sprechen über *sex*, *gender* und *desire* (und deren Darstellung) auch heute noch nicht abgeschlossen oder unnötig geworden.

Ich verweigere als Frau* das Schweigen zu Sexualität, solange «zur modernen Sex-Ideologie gehört, dass Lust die Domäne von Männern, Reinheit die von Frauen bildet.»¹ Nicht nur weil ich Raum und Wahrnehmung für meine eigene Lust auf Erotik, Sexualität und Begehren beanspruche und gründlich genug habe von Stereotypisierungen ‚weiblicher‘ Sexualität in Mainstream-Porno, kann und will ich nicht schweigen. Auch weil damit Machtverhältnisse und Übergriffe legitimiert werden, spreche ich das Thema an. Ich bestehe darauf, über Sexualität zu sprechen, damit auch über sexualisierte Gewalt gesprochen werden kann.

Mainstream-Porno zeigt deutlich die ‚männliche‘ Vorstellung von Sex zwischen Frauen*, der einzig dazu dient, den Männern* Lust zu bereiten. Ich verweigere als nicht ausschliesslich ‚heterosexuell‘ begehrender Mensch das Schweigen zu Sexualität, solange es Begehrensformen gibt, die in sexuellen Darstellungen nicht repräsentiert werden. Und ich verweigere das Schweigen, solange es Körper gibt, die nicht oder kaum Teil unserer Debatten und der öffentlichen Wahrnehmung von Sexualität sind.

Was es bedeutet, das Schweigen zu verweigern und damit eine Politik des Entselbstverständlichen zu versuchen, wird mir einmal mehr bewusst: mit dem Formu-

Es widerstrebt mir, meine
.....
Beziehungen zum Thema zu
.....
machen. Ich frage mich,
.....
ob es nötig ist, mich in
.....
diesem Gespräch in Bezug
.....
auf mein sexuelles
.....
Begehren zu exponieren.
.....

Ich bestehe darauf, über
Sexualität zu sprechen,
damit auch über
sexualisierte Gewalt
gesprochen werden kann.

lieren meines eigenen Verständnisses von Sexualität im Widerstands gegen die Aussage der Studienkollegin, versuche ich letztlich meine eigene Betroffenheit von diskriminierenden Ausschlüssen aus einem heteronormativen System anzusprechen – mit dem hohen Risiko, nicht verstanden zu werden. Darüber hinaus werden meine Aussagen banalisiert («Rassismus ist doch viel schlimmer und zudem haben wir alle unsere Kämpfe!»), trivialisiert («Unsere Gesellschaft ist doch tolerant! Es wird doch heute niemand mehr wegen seiner sexuellen Orientierung entlassen.»), bagatellisiert («Ach komm, in Saudi Arabien müsstest du mit der Todesstrafe rechnen!») oder disqualifiziert («Jammere nicht herum, komm aus dieser Opferrolle endlich raus!»). Diese Kommentare machen die Diskriminierung «Kontext-los» und stellen sie als Einzelschicksal dar. Gerade weil ich selber Teil von sexistischen, rassistischen, homo- und trans*phoben Strukturen bin – das wird mir bewusst – habe ich letztlich in solchen Gesprächen keine Wahl zwischen Sprechen und Schweigen.

Ich frage mich: Kann ich es verantworten, in solchen Situationen zu schweigen? Wie viel Verstecken und Lügen ertrage ich, kann ich mit mir selber vereinbaren? Und weiter: Welche Folgen hat mein Schweigen? Bin ich nicht nebst meiner eigenen «Wahrheit» auch den «Wahrheiten» anderer verpflichtet?

Um es mit Adrienne Richs Worten zu sagen: Muss nicht hier meine «Wahrheit» Raum für viele «Wahrheiten» schaffen? Muss ich nicht gerade aus der privilegierten Position der weissen, mitteleuropäischen, weitgehend gesunden Cis-Frau² mit verhältnismässig guten Bildungschancen in solchen Situationen gegen das Schweigen angehen? Muss ich nicht das Schweigen verweigern, um gegen Entsolidarisierungstendenzen anzugehen?

² Der Begriff Cis-Mann/Cis-Frau ist als Gegenbegriff zur Bezeichnung Trans*Frau/Trans*Mann entstanden und bezeichnet Menschen, deren biologisches Geschlecht (sex) mit ihrem sozialen Geschlecht (gender) übereinstimmt. Dass diese Übereinstimmung als normal angenommen und naturalisiert wird, soll mit diesem Begriff in Frage gestellt werden.

Eine Politik der Annäherung

Die Forderung und vielleicht auch Verpflichtung, sich selbst als Person öffentlich zu machen, Verletzungen und Verletzlichkeiten zu artikulieren sowie die Verweigerung des Schweigens, stehen im Widerspruch zu einem Recht auf den Schutz-Raum des Privaten. Letztlich kann ich auch von mir selber nicht erwarten, mich immer und überall auszusprechen, kämpferisch zu sein. Ich brauche Schutz.

In Ann Liv Youngs Satz aus *Cinderella*, «I'm a character, you know that», liegt vielleicht gerade dieses Bewusstsein: Eigentlich will ich persönlich, nah, verletzlich und damit engagiert und (selbst)kritisch sein – «I'm» – und gleichzeitig muss ich mich verstecken, mich schützen, mich zurückziehen können – «a character».

Ann Liv Youngs Performance und obiges Gespräch über Porno haben etwas gemeinsam: Sie sind (mindestens einem) Menschen zu nahe getreten. Politische Position zu beziehen ist vermutlich nie eine «comfortable show», weder für Ann Liv Young noch für das Theaterpublikum, weder für die Studienkolleg_innen noch für mich.

Aber vielleicht liegt genau darin die Veränderung: Würde nicht in dem Moment, als die Menschen im Theatersaal der Gessnerallee einen Namen, eine Herkunft, eine Tätigkeit und eine ausgesprochene Verletzung offenbarten, der Umgang miteinander umsichtiger und das Einstehen für sich und alle anderen Menschen kämpferischer? Könnte es unseren Umgang miteinander nicht entscheidend verändern, wenn wir die Gefährdungen und Verletzbarkeiten des Gegenübers in allen unseren Begegnungen mitdächten, bevor sie ausgesprochen werden müssen? Das bloss Sichtbar-machen der eigenen Verletzbarkeit ist wohl weder in *Cinderella* von Ann Liv Young noch im Gespräch als ausschliessliche politische Strategie ausreichend. Aber vielleicht ermöglicht dieses Öffentlich-machen des Privaten doch eine Annäherung in Vorsicht, in Langsamkeit, in Umsicht und kritischer Reflexion, die radikal politisch ist.